

JAKOB SCHILTKNECHT

Erinnerungen eines Hüttenbauers

Felsblöcke liegen auf dem Hüttenplatz der oberen Ruessdili herum. Vor Zeiten sind sie hängen geblieben — vor ihrem weiteren Fall durch den Bodmenwald oder die Längblangge in das tiefeingeschnittene Tal des Diesbaches. Diesen verstreut herumliegenden Blöcken gleicht meine Geschichte. Es sind Brocken, wie sie mir in den Sinn fallen, und wie sie eben vor ihrer Versenkung in der Tiefe des Vergessens in meiner Erinnerung hängen geblieben sind.



Eines Abends sass ich bei meinem Freund Christian Heer am Kaminfeuer. «Du», sagte ich, «unsere Jugend braucht eine langfristige, zähe Aufgabe, mit welcher sie sich auf ihr Durchhaltevermögen, aufs Leben unter kargen Bedingungen, auf ihre körperliche Tüchtigkeit testen kann. Ich denke an den Bau einer Berghütte. Oben, wo kein Baumaterial mehr hingefahren werden kann. Würdest Du mir allenfalls auch da wieder behilflich sein?» — «Ich würde auf der Ruessdili bauen. Das ist ein guter Platz», lautete seine ermutigende Antwort. «Wenn ihr euch noch etwas geduldet, werdet ihr ein Stück der neuen Waldstrasse für eure Transporte benutzen können», fügte er bei. Christian war schon immer ein vorausschauender Mann gewesen, aber damals konnte er wohl kaum schon wissen, dass wir gerade beim Transporte einen guten Teil seiner Hilfe in Form von Geduld erbitten mussten.

Es folgte die Begehung mit dem Vertreter des kantonalen Forstamtes, hatten wir doch die Hütte in einer vom Sturm entstandenen Waldlichtung vorgesehen. Vom Regierungsrat erhielt ich die Bewilligung für das Näherbaurecht. Der Gemeinderat Betschwanden, welcher uns das Baurecht erteilte, hatte obendrein eine spätere Aufforstung der Längblangge zugesagt, einer Lawinschneise, welche alljährlich die Alpweide mit Steinen übersät. Bei mir dachte ich: «Da werden wir später einmal junge Leute aus der Stadt zur Hilfe beim Aufforsten aufbieten.»

Woher aber das Wasser zum Trinken und das Holz zum Bauen nehmen? Jakob Streiff, der frühere Betschwander Gemeindepräsident, wies mich zu den Diesbachern: «Frage einmal dort, sie haben oben im Haggewald Wind-

wurfholz.» Wenig später gab mir der Diesbacher Förster Hans Schiesser Bescheid: «Der Gemeinderat ist einverstanden, nehmt vorderhand von dem abgehenden Holz, was ihr brauchen könnt. Wir sind froh, wenn auch ihr ans Räumen des Hagenwaldes geht.» Zur selben Zeit kam auch die Antwort wegen des Wassers.

Ich hatte dem Gemeinderat ein Gesuch um Fassung einer Quelle im Schwamm vorgelegt, das ist der walddurchsetzte Nordhang zwischen Wiggboden und Diestalalp. Unvergesslich bleibt mir der Bescheid des Diesbacher Gemeindepräsidenten Kaspar Schiesser: «Der Gemeinderat ist der Ansicht, dass man das Trinkwasser nicht verwehren solle. Aber eine Bedingung stellen wir: Zuerst wird das Wasser vom Kantonschemiker untersucht; ich will kein zweites Zermatt!», womit er auf die durch verschmutztes Wasser dort ausgebrochene Typhusepidemie anspielte. So sagte er in seiner wohlüberlegten, bündigen und von kernigen Humor getragenen Sprechweise.

Ich hatte mir eigentlich die Mühle am Diesbachfall als Treffpunkt und Umschlagplatz gedacht, jedenfalls für die Anfangszeit. Alles Material war ja zunächst auf dem Rücken rund tausend Meter in die Höhe zu tragen. Zentrale aber wurde viel eher das Haus der Familie Meyer im Steinigen. Ihre Gastfreundlichkeit zog die jungen Ruessdill-Arbeiter an. Wie oft mussten dort in den dreieinhalb Baujahren Telefonanrufe ausgerichtet werden! Wie oft tranken unsere Leute noch Kaffee vor dem beschwerlichen Aufstieg mit einer Last auf dem Rücken! Wie oft fanden durchhästete, verschmutzte Gestalten dort Unterschlupf vor ihrer Weiterfahrt ins Unterland!

Etwas zaghaft fragte ich Kari Brühwiler, meinen Freund und Lehrmeister im Klettern, um Hilfe. Noch konnte er bei seiner Zusage keine Vorstellung haben, wie bald er beim Bau der Seilbahn und bei der Sägerei im Diestal unebenbüchlich würde, Arbeiten, die ja nicht unbedingt seinem Berufe entsprechen. Die Kette des Wohlwollens setzte sich fort: bis zum Diesbacher Bauern Werner Brühlmann, der zuweilen an einem Schlechtwettertag seine harte Arbeit im Tal unterbrach, zu uns hinaufstieg, um Balken zu tragen, welche von unsern jungen Helfern kaum vom Boden gehoben werden konnten; bis zu Jakob Jenny, der auf dem Zollikerberg wohnende Architekt, welcher mit Begeisterung die Planung in Angriff nahm. Und wenn wir jeweiligen Sand für das Mauerwerk benötigten, durften wir uns vorzu an die Kalkfabrik Netstal wenden.

An einem Dezemberabend 1962

Als die Junge Kirche Zollikerberg wie üblich in ihrer Arvenstube am Kaminfeuer. Mit Filzstift hatte ich laienhaft auf Packpapier einige Skizzen hingeworfen. Mit Nadeln befestigte ich dieses samt einer Landkarte an die Wand. «Wollen wir bauen?» fragte ich. «Bevor ihr euch aber entscheidet, bedenkt, dass das einen mehrjährigen harten Einsatz und Entbehrungen aller Art fordert!» Trotzdem flogen bei der Abstimmung alle Hände zustimmend in die Höhe. Ein einziger — es war ein junger, realistisch denkender Bauer — warnte: «Unsere Junge Kirche sollte sich nicht überlupfen'!» Doch auch er

stimmte schliesslich dafür. «Nimmt mich wunder, wer da alles durchhalten wird,» dachte ich. Nun, es hat sie dann im Verlauf der nächsten Jahre «gesehen». In gewisser Hinsicht traten Burschen wie Trichter hier in einen Prüfstand. Einmal musste ich mir sagen lassen, es sei wirklich kulturlos, wenn da Mädchen tagelang in einem Was-serleitungsraben pickeln und schaufeln. Ich war betroffen, hatte ich doch daran gar nicht gedacht. Immerhin gab ich als Antwort in die Sprechmuschel des Telefons zu bedenken, ob es nicht auch so etwas wie Kultur-Hochmut gebe, und dieser würde uns heutzutage nicht gut anstehen.

Kultur oder Kulturlosigkeit?

Das konnte nicht meine Fragestellung sein. Meine Gedanken hatten mich weiter gedrängt. Ich bin ja Pfarrer und habe als solcher vornehmlich eine Verantwortung geistiger Art. Natürlich interessierte mich die Hüttenplanung. Tagelang stapfte ich im Gewirr der vom Sturm geworfenen Bergtannen des Hagenwaldes herum, die Holzliste und den Doppelmeter im Sack. Jakob Knobel, Betschwandens Förster, hatte mir etwas Anleitung gegeben, welche Stämme man am besten für die Balken, die Unterzüge, die Flechthölzer und die Sparten zeichne und was sich am besten für Bretter eigne. So zeichnete ich Stämme im Wald und führte eifrig die Motorsäge nach. Es waren Stunden vergeblicher Mühe, denn die Hürte wurde nochmals von Grund auf anders geplant.

Dem Auftrag meines Lebens aber entsprach eine ganz andere Planung: Wir lassen eine junge Generation aufwachsen, dachte ich, und vermitteln ihr eine ausgezeichnete fachliche Ausbildung. Ihr Denken ist auf Erfolg gelenkt. Dazu lebt sie in einem vorher nie gekannten Lebensaufwand. Schon der Vierzehnjährige »motorisiert« sich, jedenfalls in unsern Industriegebieten. Der Fünfjährige telefoniert mit einiger Selbstverständlichkeit nach Hause, wenn er nach dem Kindergarten bei einer Freundin weit und etwas später nach Hause kommen möchte. Eine Masse von Produktionsgütern aller Art, von Schallplatten bis zur modischen Kleidung, wird durch die Werbung den Teenagern angelehrt, der jungen Generation zwischen zwölf und zwanzig Jahren. Das ist die Wirklichkeit unseres Lebens, aber eine nur scheinbare. Im Grunde ist es ein gefährliches Traumleben. Die eigentliche Wirklichkeit ist die, dass eine Zweidrittelmehrheit der Menschen unserer Erde das Nötigste nicht hat, um menschenwürdig zu leben. Aus dieser eigentlichen Wirklichkeit entsteht eine bestimmte Verantwortung, die es zu realisieren gilt. Aus ihr hat der amerikanische Präsident Kennedy das Friedenskorps gegründet. Damit junge Amerikaner sich jahrelang irgendwo unter Mimenschen primitiv lebender Völker einsetzen. Darum bezeichnete Bundesrat Wahlen das zwanzigste Jahr-



hundert als Jahrhundert der Entwicklungshilfe. Das aber muss ins Detail geplant, vorbereitet und ausgeführt werden, nicht nur von der technischen, sondern vor allem auch von der personellen Seite her. Aber wie? Meine Befürchtung geht dahin, dass wir zum Beispiel in unserem Land den Lebensaufwand immer noch steigern, uns jedoch das Leben der nach wie vor primitiv lebenden Menschen nicht mehr vorstellen können. Es gerät aus unserem Vorstellungsbereich. Die Mehrzahl der Jugendlichen fühlt dementsprechend auch keine Verantwortung in dieser Richtung. Ich meine, dass der Auftrag, den wir als westliche Christen haben, in der Weise durchgeführt werden soll, dass wir im Austausch der Güter (etwa Rohstoffe und hernach veredelte Endprodukte) gerechte und grosszügige Partner sein sollen. Ich meine aber auch, dass Vertrauen unter Menschen so verschiedenen Lebensstandards nur dann entstehen kann, wenn die in der technisch und industriell hochstehenden Welt Aufgewachsenen das Leben auch noch mit den Anderen zu teilen vermögen, um sie stufenweise anzuleiten, getragen vom Geist der Bruderschaft, mit dem uns Christus zu erfüllen beabsichtigt.



So musste ich denn das Unternehmen eines Hüttenbaues in unerschlossenem Alpengebiet als Trainingslager ansehen. Als Training für den allfälligen späteren Einsatz junger Leute in Entwicklungsländern, unter einfachsten Lebensverhältnissen. Darüber hielt ich unseren Leuten der Jungen Kirche allerdings kein Retenrat. Es lag mir fern, ihnen schulmeisterlich zu begegnen. Sie sollten die Zielsetzung selbst erkennen. Ertliche haben es gemerkt. Ein Mitglied der Jungen Kirche meldete sich während der Zeit unseres Unternehmens beim

Eidgenössischen Departement für einen mehrjährigen Einsatz in einem Entwicklungsland. Sie wurde mit anderen Bewerbern für einen Monat zu einem Trainingskurs in den Tessin aufgebeten. Aus diesem Kurs schrieb sie: «Was wir da alles tun müssen, das lange Tagewerk, das Biwakieren und Kochen im Freien, das Reparieren von Maschinen, das alles ist mir eigentlich nach den Wochen auf der Ruessdili kein Problem mehr.» Später schrieb sie aus Nepal, wo sie in denkbar dürftigen Lebensverhältnissen 130 ertelose Kinder betreut: «Wie froh bin ich um die Wochen einfachen Lebens beim Hüttenbau! Primitive Lebensumstände fallen mir nicht schwer. Umso mehr kann ich mich meiner eigentlichen Aufgabe widmen.» Diese Aeusserung war mir ermutigende Bestätigung. So ist die geistige Planung unseres Hüttenbaues da und dort verstanden worden. Gewiss wollten wir später in jener einsamen Gegend unter Benützung der Hütte unsere Kurse durchführen, zum Beispiel auch für Konfirmanden. Zunächst aber waren es die geforderten Entbehrungen und Anstrengungen selbst, welche Ziel des Unternehmens bildeten, eben im Sinne eines Trainings für spätere Einsätze im Dienst am Mitmenschen.

Die Zahl der Helfer stieg schliesslich auf etwa vierhundert. Ueber kürzere oder längere Frist nahmen sie dieses «Training» auf sich. Doch nun zum Verlauf der «Übung».

Eine Ahnung von den kommenden Schwierigkeiten und Sorgen

stieg in mir auf, als wir zu sechst erstmals den Weg vom Tal zur Ruessdili zurücklegten. Es war ein «brätiger» Februartag, die Flanke vom Alpelet zur Alp Bodmen dünkte uns stolz. Immer wieder wendeten wir unsere Ski zu Spitzkehren. Durch schweren Schnee spurten wir durch den letzten Hang und standen endlich auf dem tief verschneiten Platz. Es waren nicht die winzigen Mithsala, die mich belasteten, sondern die Fragen, welche sich aufdrängten. Wie kurz würde so ein Arbeitssommer hier oben sein! Ich sah uns im Geist die ersten Zementsäcke tragen. Wie viele würden überhaupt einen ganzen Sack bis zum Platz der Brunnenstube — tausend Meter über dem Tal — bringen? Woher das Kies zum Betonieren? Welche Transportmittel kommen in Frage? Und wieviel kostet das alles? Wie an eine Wand war ich damit an die Frage der Finanzierung gestossen. Die Junge Kirche hatte ja kein eigenes Geld. Zwar kam mir eine Idee. Sie liess mich an jenem Februartag etwas zuversichtlich über die Hänge wieder ins Tal fahren: Eine Schallplatte mit unseren Liedern würde sich vielleicht verkaufen lassen, und wenn sie etwa fünftausend Franken eintrüge, so könnte man damit Werkzeuge und Baumaterial kaufen. Zum Bauen würde dies jedoch nicht reichen. Dass schliesslich der Ertrag aus jener Hüttenlederplatte das Zehnfache, das heisst über fünfzigtausend Franken ausmachen würde, dass andersseits der Hüttenbau trotz der vierzigtausend Frondienststunden hunderttausend Franken verschlingen würde, davon hatte ich damals glücklicherweise noch keine Ahnung.



Der Name Ruessdili

Woher mochten wohl vor Zeiten Einheimische für eine kleine, sonnige Geländeneise auf der Südwestseite des Grates, welcher sich aus dem Chätsgadenwald zum Schattenstock hinaufzieht, auf die Bezeichnung Ruessdili gekommen sein? Was sonst eine Ruessdili ist, war mir klar. Als ich einmal vom Tawald aus die ganze Bodmenalp vor mir hatte, glaubte ich eine Erklärung gefunden zu haben: von dort aus präsentiert sich die Alp wie die Kleinkinderzeichnung eines Hauses. Die Waldränder bilden die Umrisse. Die Terrasse bei den Bodmenhütten bildet den ersten Boden, oben folgen dann die untere und die obere Ruessdili. Ich bin zwar nicht sicher, ob diese Erklärung zutrifft.

Traglasten für Menschen, Maultiere und Seilbahnen

Ich habe nie zusammengerechnet, wieviele Tonnen Material über den Eggerberg und Eschenwald, über den Niederenberg und Auelen zur Höhe der künftigen Hütte gebracht werden mussten. Es kam mir ganz einfach endlos vor. Jeder im Baufach tätige Mann wird lächeln und denken: Warum haben



sie nicht gleich zu Anfang eine gute Transportanlage gebaut? Und er hat natürlich recht. Immerhin muss ich beifügen, dass das Tragen von Lasten ja auch als Übung für die junge Generation gedacht war. Ganz nebenbei sollte sie Achtung bekommen vor dem, was ein Aeppler oder Bergbauer bis in die heutigen Tage zu werken und zu tragen hat. Aber auch ich wurde sehr bald «weich», bestand doch damals im Sommer 1963 für Holztransporte aus dem Eschenwald eine Seilanlage der Firma Kistler aus Reichenburg. Vater Kistler

meinte es gütig mit uns. Mit seiner Seilbahn gelangte das Holzwerk für die kleine Werkzeugharacke hinauf, wenigstens bis zum Eschenwald. Dort stand Paul Hösli mit seinem Maultier «Katrin». Unter Mithilfe des Wildhüters Jacques Hefli wurden die Balken kunstgerecht als Seitenlasten befestigt. Eine Gruppe unserer jungen Arbeiter trug die Bretter auf alle mögliche und unmögliche Art zum künftigen Bauplatz. Noch am selben Abend stand die Werkzeugharacke. Und uns Ahnungslosen war es, als ob in Bälde auch schon die Hütte aufgerichtet sein könne! Später folgten die Bestandteile der Säge, welche uns Jakob Knobel aus Betschwanden zuvorkommenderweise zur Verfügung gestellt hatte. Die schwerste Last, eine Hälfte des Schwungrades, wog 85 kg. Aber diese wurde wiederum dem Maultier «Katrin» aufgeladen.



Neben all meiner Arbeit im stets grösser werdenden Gemeindeteil Zollikerberg hatte ich zwischenhinein, tags oder auch nachts, immer wieder ins Glarnerland zu fahren und ins Diestal hinaufzusteigen, denn unten im Tal war zu organisieren und oben auch. Ich war gezwungen, mit meiner Zeit nicht nur zu haushalten, sondern zu geizen. Zuweilen begab ich mich zuerst zum «Stäuben», also zur talseitigen Verankerung der Seilanlage. Dann und wann traf es sich, dass gerade ein Behälter mit Baumaterial für den Altenboden bereit war. Einmal sagte mir Kurt Kistler: «Sie haben ja, wie ich gehört habe, keine Angst. Sie können auf dem Material sitzen und sich halten.» Als sich dann das Zugseil straffte und wir

nebeneinander zur Höhe gezogen wurden, fragte er plötzlich: «Warum sind Sie eigentlich Pfarrer? Kommen Sie doch zu uns, Sie würden vielleicht auch mehr verdienen!» Nun, ich blieb Pfarrer, obwohl ich zugeben muss, dass ich mich während der Bauzeit immer mit besonderer Freude als Holzer betätigt habe.

Die gesamte Wasserleitung von neunhundert Metern Länge lag auf dem Waldweg oberhalb des Altenbodens, aufgeteilt in Rollen von je hundert- bis fünfzig Metern, zum Transport bereit. Um die kostbaren Rohre nicht zu beschädigen, wollten wir sie nicht schleifen. Keiner aber vermochte eine Rolle zu tragen. Wir zogen jede Rolle aus und was für den Einzelnen zu viel, war für acht bis neun Träger ein Kinderspiel. Es war ein lustiges Bild, wie sich der lange Tatzelwurm bergan bewegte. Verwunderlich war auch die Zusammensetzung seiner «Füsse»: Hinter dem breiten Rücken eines Zürcher Gymnasiasten tauchte das Gelehrtengeicht eines japanischen Juristen auf, dem fremdländischen Mitarbeiter folgte ein Architekturstudent aus Salzburg und dann kam wieder ein Schweizer. So bunt war oftmals die Werkgemeinschaft im Diestal zusammengesetzt.

Später, als Kistler seine Seilbahn bereits abgebrochen hatte, benötigten wir Zement für die Fundamentmauern. Ich entschloss mich zu einer Eintagsaktion, und hiess die Hälfte der Teilnehmer einer Arbeitswoche zur Mühle absteigen. Aus dem Baugeschäft Heer holte ich zwölf Säcke Zement samt Reserve säcken, weil ich zum vornehmeren wusste, dass nur die wenigsten einen ganzen Sack zu tragen vermochten. Es gab dann auch Träger und Trägerinnen, welche zu zweit einen halben Sack nach oben brachten. Zwei aber luden sich einen ganzen Sack auf, um ihn drei Stunden später auf dem Bauplatz unversehrt von ihren Schultern abzuladen. Grosse Unterschiede, aber jeder gab das Seine zum gemeinsamen Werk. Uebrigens zeigten sich diese Unterschiede auch bei den Teilnehmern eines Armeegebirgskurses, welche uns an einem dienstfreien Tag helfen wollten. Jeder lud bei der Mühle seinen Zementsack auf, der Kompagniearzt und der gebirgstechische Leiter, der Oberleutnant und der Kompagniearzt und der gebirgstechische Leiter, der Oberleutnant und der Kompagniearzt. Es war ein trüber Tag, die Wolken verhüllten den Glarner. Man wusste nicht, wann Regen einsetzen würde. Gebirgsgewohnt stiegen sie in einer Kolonne zum Niederenberg hinauf. Dann aber löste sich die Kolonne in Einzelgestalten auf. Der Arzt lehnte sein Reff mit dem Fünftzig-Kilo-Sack ans stelle Wegbord, dann wieder ein anderer. Um meinen hilfsbereiten Kameraden auf der Russdillil Kaffee bereit zu halten, hatte ich mich mit einem Benzinkanister begnügt. «Hoffentlich kommen sie bald», dachte ich unruhig, «sonst schwimmt uns der Zement im Regen davon». Schon bog der erste um die letzte Windung des Pfades, ein untergesetzter stämmiger Glarner, welcher



die letzte Windung des Pfades, ein untergesetzter stämmiger Glarner, welcher

von Generationen her die beste Tragart kannte. Wortlos liess er sich von mir den Sack abnehmen, wandte sich dann mit der Bemerkung zum Abstieg, er müsse da unten noch einen zweiten Sack holen. Dann folgte ein Hüner, bei uns Bergführer, ein bekannter Skilehrer in Davos. Ich sprang auf einen Wurzelstock, um ihm den Sack abzunehmen. Er übergab ihm mir mit der gutig-humorvollen Bemerkung: «So schwer setti ma nit trägt!» Die andern Kameraden hatten ihre Lasten aufgeteilt, wobei zwei Säcke unten in den Alpeigaden gelagert worden waren, also wenigstens unter Dach. Später war ich froh um sie, konnten wir doch mit ihnen im Auelen die talseitige Verankerung unseres Materialseiles betonieren.

Mühsamer Aufstieg

Unterschiedlich waren auch die Aufstiegszeiten von der Mühle ins Diestal. An einem Freitagabend stieg einer gemächlichen Schrittes zum Eggebeg auf. Er gedachte, uns eine bessere Feldküche zu bauen und trug eine Rolle Dachpappe.

Beim Eggebeggaden aber wurde es ihm zu beschwerlich. Er verstaute dort die Rolle und stieg wiederum zur Mühle ab. Dort übernachtete er, schlief recht ausgiebig in den Vormittag hinein und erschienen erst am Samstagnachmittag auf dem Bauplatz. Dagegen gab es eine Gruppe unserer Jüngsten, welche einander dauernd die Aufstiegszeiten zu unterbieten trachteten. Allerdings dann ohne Lasten, und oftmals mit Hilfe zweier Skistöcke. «Fünfundfünfzig Minuten von der Mühle zum Diestalstafel» wurde mir einmal mit Stolz verkündet. Nun, ich habe die Zeit nicht nachkontrolliert. Aber der selbige Bursche wird sich nicht um manche Minute geirrt haben. — Ein andermal benötigten wir mit einem Arbeitslager gute fünf Stunden für den Aufstieg. Es war Frühling, wir hatten die Verpflegung für eine Woche auf dem Rücken und obendrein nicht damit gerechnet, dass wir ob dem Salzbiß tieffen, nassen Schnee antreffen würden. Längst war die Dunkelheit hereingebrochen. Lange Zeit blieb ich hinten, um einzelnen müden Gestalten allenfalls die Packung abzunehmen. Als ich vernahm, dass die Vordersten oberhalb der Dollrunse beinahe im Schnee versanken, beschleunigte ich die Schritte. Irgendwo kam ich zu einer Gestalt, welche erschöpft und wortlos im Schnee lag. Es war mein Vikar, der mir doch voller Hilfsbereitschaft hatte beistehen wollen. Tröstlich war immerhin, dass unser Sigrist, ein berggewohnter Hasi-nehmer traten kurz vor Mitternacht in die kalte, rauchgeschwätzte und doch so gastfreundliche Hütte des Diestalstafels, wo sie sich am heissen Tee erlaben konnten, und ich unterdessen das Inventar der angekommenen Lebensmittelpakete aufnahm.



Unsere eigene Materialseilbahn

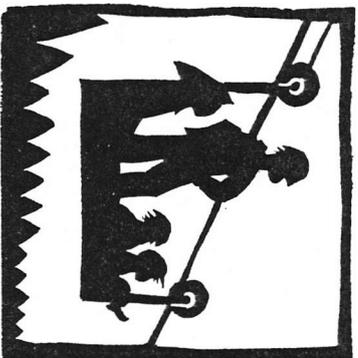
Wir hatten uns schliesslich zum Bau einer eigenen Materialseilbahn entschlossen, vom Auelen direkt über die Längblange zum Skiweg, den einst der Skiclub Kärlf zwischen dem Talegg und der Ruessdili geschaffen hatte. 14 Tage Bauzeit waren vorgesehen, auf dem papierenen Bauterminplan wenigstens. Meter um Meter zogen wir die neue, gelb angestrichene Motorschlittenwinde vom Tal hinauf. Es waren kräftige Leute am Werk, österreichische Studenten neben Glarner Jungmannschaft. Aber nach 14 Tagen stand sie erst am Fuss der Längblange, fünfhundert Meter unter ihrem künftigen Standort. Das Trageseil, tausend Meter lang, lag noch wie eine rostbraune Schlange zwischen dem Alpel und der Mühle. Die Ferienzeit war zu Ende, die freiwilligen Helfer reisten zurück, in die Werkstatt, in die Schule, ins Studium. Wie sollte das herauskommen? Ich dachte an einen Ausspruch Hans Campaninis aus Diesbach, der mir, vom Orneli herkommend, begegnet war: «Was haben Sie sich da aufgeladen mit diesem Hüttenbau, Herr Pfarrer!» Dabei hatte ich in sein sonniges, genütvoll teilnehmendes Gesicht geschaut und die Begegnung mit ihm war mir trotz seiner Mahnung eine Erleichterung gewesen. Ich weiss noch, wie ich damals beim weiteren Aufstieg bei mir gedacht hatte: «Du trägst ja auch deine Last, und trägst sie mit goldenem Gemüt». Nun stand ich vor dem schweren Seilbahnmaterial, beeindruckt von der bevorstehenden Arbeit und der oben immer steiler werdenden Längblange, und dachte an jene Begegnung mit Campanini. Dass die Leute unserer jungen Kirche hier weiterkämen, schien mir zum vornehmeren ausgeschlossen. «Umso besser», dachte ich mir, «dann erleben sie, wie sehr sie auf die erwachsene Generation und vor allem auf Einheimische angewiesen sind. Dann ist diese Unternehmung auch noch eine Übung zur Demut.»

Wieder bekamen wir Helfer aus dem Tal, vorab Kari Brühwiler, den Schwander Förster Paul Zoppi und Wildhüter Hefli. Als gelben Punkt sah man die Motorschlittenwinde immer höher in der Längblange. Im ersten Gang mochte sie sich gerade noch hochziehen. Für die letzten zweihundert Meter benötigten wir fünf Stunden. Welche Erleichterung, als sie endlich auf dem Skiweg gesichert werden konnte! Schwitzend standen wir um die Maschine, und Jacques Hefli bemerkte: «So vermöchte man nicht jeden Tag zu werken!» Um das Trageseil hochzuziehen, war aber die Winde zu schwach, Flaschenzüge mussten eingesetzt werden, eine vielstündige Mehrarbeit. Auf dem Felskopf über der Längblange wurde die Hauptstütze errichtet. Die Hölzer hierzu schleppen wir mühsam durch das steile Gelände herbei. Im Wald musste für die Seilbahnkiste eine Schneise geschlagen werden. Der schwache Draht des Feldtelefons, der uns mit dem Mann an der Maschine verbinden sollte, erlitt immer wieder Unterbrüche.

Auch bei trübem Wetter rannte Kari oftmals nach Arbeitschluss abends noch bergan, um wenigstens noch zwei Stunden lang an der Seilbahn zu arbeiten. Spät im November, erster Schnee lag im Geräst der noch goldgelben Laubbäume, hing Paul an der Stütze und hängte das Trageseil in den Seilschuh. Das Auf- und Niederkrabbeln und die unfreiwilligen Rutscher in der bei

nassem Wetter glitschigen Längblange lagen nun bald hinter uns. Mit zwei Habegegnern und Flaschenzügen spannten wir das Seil.

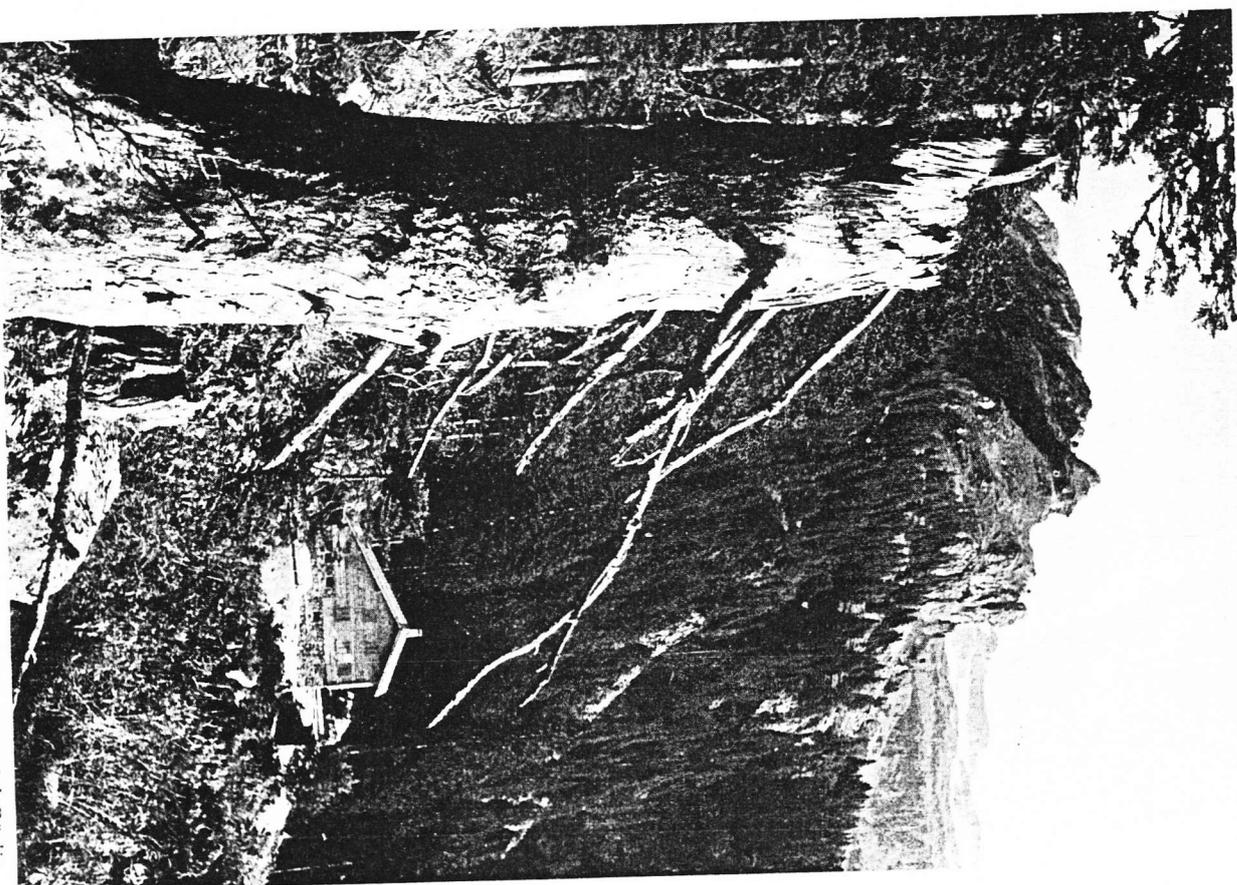
Der Winter bedeckte die Anlage mit Schnee. Aber kaum hatte der Frühling unaufhaltsam steigend die Bodmenalp gewonnen und einen wunderschönen Teppich roter Mehrprimeln und blauer Enzianen über den Hang gebreitet, als auch schon unsere Transportkiste mit ihren Rollen am Seil hing. Kari liess die Kiste vorsichtig in die Tiefe gleiten. Erste Probefahrt. Eine Woche später grosse Enttäuschung. Einer, der die Tücke der noch unfertigen Waldschneise nicht kannte, hatte die Maschine in Gang gesetzt, die Kiste hatte sich in einem Baumwipfel verfangen und war in der Tiefe zerschellt. Unter ganz verschiedenen Umständen sollte sich dies im Verlauf der Baujahre noch viermal wiederholen. Auch mir passierte schliesslich einmal dieses Missgeschick. Die Kiste wurde jedesmal erneuert, das Gehäuse war zum Glück noch brauchbar. Kari hatte trotzdem solches Vertrauen in sein Werk, dass er, um Zeit zu gewinnen, sich zuweilen selbst in der Kiste hochziehen liess. Immerhin nicht ohne sich vorher telefonisch zu vergewissern, wer oben die Maschine bediene. «Dienstfahrt» nannte er dies. Einmal schelle oben die Glocke. Von unten war die Stimme Karis zu vernehmen: «Wer ist an der Maschine?» - «Ich, der Peter!» - «Dann zieh mich hinauf, in zwei Minuten bin ich bereit.» Peter liess die Winde im dritten Gang ziehen,



damit der Fahrgast nicht wegen zu langsamer Fahrt reklamieren. Doch die Tourenzahl sank bald zurück, so dass Peter genötigt war, in den zweiten Gang zurückzuschalten. «Nimm mich wunder, was der alles noch in die Kiste geladen hat», fragte er sich. Es sollte sich bald zeigen: Oben nämlich entstieg der Kiste die ganze Familie Brühwiler. Kari konnten wir solche «Einladungen» nicht verwehren. Für alle anderen jedoch war die Kiste «tabu».

Haflinger auf Rädern und Beinen

Als die Materialbahn in Betrieb genommen war, bekam unsere junge Garde genügend Lasten zwischen Bahn und Bauplatz zu tragen. Für die Strecke vom Tal zum Auelen hatten wir zeitweise einen Haflinger von der Armee gemietet. Er konnte ein gutes Stück der neuen Waldstrasse befahren. Auch oben hatten wir während eines Sommers Haflinger, jedoch vierbeinige, welche sich von Alpgiras und etwas Hafer ernährten. Ein Toggenburger Unternehmer hatte uns zwei dieser zähen kleinen Rösslein mitsamt je einem Füllen zur Verfügung gestellt. Als Säumer teilten zwei seiner Söhne mit uns das Leben auf der Alp. Mit diesen Haflingern fuhren wir das gesägte Holz aus dem Diestal zum Bauplatz. Einen Teil jenes auch dem Sentenbauer willkommenen Alpweges verdanken wir einem älteren Strassenmeister vom Zollikerberg. Ueber



Wald und Berg — Schutz und Trutz der Ruesdtalbinne

Foto: Heinrich Bölin

Kaffeestaude im Linthal

(siehe Seite 31)

*In der Stube der Kaffee-
österei Schneider im
«Waldgerigen» steht ein
Kaffeestrauch. Er blüht
im Herbst und die
Früchte reifen im Laufe
des folgenden Sommers*

*Ernte im letzten Jahr:
Bohnen!*

*Keimlinge. Stand im
August. Bis Ende Okto-
ber 30 cm lang. Die
Pflanze braucht Licht,
Wärme, wenig Wasser
und am Anfang Geduld.
Frau Schneider bezog die
Samen bei Vatter, Bern*

Fotos von Paul Rebli

manches Wochenende stieg er mit seinen jüngeren Kollegen ins Diestal, um mit Begeisterung und Erfahrung das Verbindungsstück zum Skiweg in der Talegg zu bauen. Nach seiner in Bälde fälligen Pensionierung gedachte er uns über längere Zeit als Bauführer zu helfen. Doch erlitt er eines Tages einen Herzinfarkt und konnte sich fortan lediglich an unseren Erzählungen und Bildern erfreuen. Noch manche Geschichte von Materialtransporten wäre zu erzählen, zum Beispiel wie wir oftmals um Mitternacht, vom Unterland herkommend, keuchend noch zwei Fässchen Benzin vom Allmendli zur Seilbahn trugen, und in derselben Nacht wieder nach Hause fuhren, oder wie wir mittels Schlitten durch ersten Schnee die schweren, doppelverglasten Fenster dorthin zogen. Oder wie einer der jungen «Maschinisten» allmorgendlich den «Nidel» aus dem Chüetel mit unserer Seilbahnkiste talwärts beförderte. Um halb fünf Uhr morgens kroch er aus seinem Zelt. Ohne noch vorher sein Hemd in die Hosen zu stecken, strebte er dem «Maschinenhäuschen» mit der Bemerkung zu: «Es ist Zeit für den Milchzug».

Die Lukretia

So benannten die Jungen unsere Säge im Diestal. Sie hat ihre eigene Geschichte und verursachte viel Mühsal. Als die Bestandteile einmal auf dem Platz waren, einige Schrauben mochten unterwegs verloren gegangen sein, begannen Jakob Knobel und Hermann Schmidt mit deren Montage. Das sumpfige Gelände dort bot keine Gewähr für die Stabilität. Wir mussten später mit Beton nachhelfen. Nach vierzehn Tagen drehte sich das Schwungrad. Ein erster Erfolg. Dann mussten die beiden Betschwander wiederum ihrer Arbeit im Tal nachgehen. Andere Helfer und Ratgeber erschienen auf dem Platz, einmal auch mit grossem Geschick ein Freund, welcher Ingenieur in einer bekannten, Raketen herstellenden Firma ist. Die ersten Probeschnitte waren krumm, die Hölzer darum kaum brauchbar. Noch höre ich den Wildhüter, welcher sein prüfendes Auge über einen Trämel gleiten liess: «Die Zimmerleute werden euch einmal fluchen, wenn sie solche Hölzer verarbeiten müssen». Aber auch er wusste keinen Rat. Die Verbesserungen und Korrekturen an der Säge dauerten bis in den Sommer 1964. Stefan Giannini und Fredy Oleram, der eine Tonoperateur beim Schweizer Fernsehen, der andere Maschinzeichner, waren die



ersten, welche gerade Schnitte zustandebrachten. Da wir aber bereits über zweihundert Trämel gestapelt hatten, die beiden «Säger» aber nur über wenige Samstage verfügten, gelangte ich schliesslich an einen Haslialer, den Hüttenwart der Gelmerhütte, von dem ich wusste, dass er zu Hause eine ähnlich albertümliche Säge besass. Mit seinem Motorrad fuhr er über den Strassen- und Klausenpass. Die Säge lief nun vom Tagesrauen bis zur Abenddämmerung. Aber «Lukretia» war das Tempo nicht gewohnt, das ihr der Berner Oberländer diktierte. Bestandteile barsten. Das Schwungrad lag immer wieder im Wasser. Die Zahl der Trämel jedoch schwand, und auf der andern Seite mehrten sich Balken und Fleckhölzer. Dann musste Alexander Schläppi wieder nach Hause fahren, um vor dem Berghuet sein eigenes Holz noch zu sägen. Andere versuchten sich im Sägen, liessen es jedoch nach einem hoffnungslos krummen Schnitt bleiben. Nach vielen Fehlschlägen nahmen sich Kari Brühwiler und ein Toggenburger Zimmermannssohn der Sägeerei an. Die Hölzer wurden schliesslich so gerade, dass die Schnitte auch den prüfenden Blicken der Diesbacher Gemeinderäte standhielten, und einer der Zimmerleute sagte mir später, sie hätten im Tal schon mit krummerem Holz gearbeitet. Dieses Kompliment freute uns natürlich.

«Lukretia» bedurfte bis zuletzt dauernder Aufmerksamkeit, doch nicht alle vermochten in ihr die gewöhnlichen von den ungewöhnlichen Geräuschen zu unterscheiden. Einmal sass ein junger Mitarbeiter, Bauschlosser von Beruf, gemütlich auf dem Trämel, der eben gesägt wurde, und betrachtete eine illustrierte Zeitung. Mit jeder Drehung des Schwungrades verstärkte sich ein Klopfen. Aber er war in die Bilder vertieft. Glücklicherweise bog Kari, vom Tal herkommend, in diesem Augenblick um den Rank bei der Brücke oberhalb der Alphütten. Von weitem hörte er das Klopfen und eilte herzu, um die Säge abzustellen. «Eine Minute später», so berichtete er mir nachher, «wäre die Säge wieder einmal für längere Zeit unbrauchbar gewesen». So aber hat sie bis heute gehalten, was wir uns von ihr versprochen hatten, auch wenn sie drei Minuten für einen Schnittmeter benötigt. Wir hoffen sogar, den Diesbachern auch noch etwas Holz zur Ausbesserung ihrer Alphütten bereitstellen zu können.

An einem strahlenden, kühlen Herbsttag half ich Kari an der Säge. Das Vieh hatte die Alp verlassen. Noch klang das vertraute Geläute in meinem Ohr nach. Der Uebelbach plätscherte neben uns durch die Steine. Die übrige Natur aber schwiwg. Dunkel standen die Tannen des Durenwaldes unter der Bläue des Himmels. Die Weide war rohbraun. Schweigend gemossen wir unsere Arbeit im schräg durch die Tannen fallenden Licht der Herbstsonne. Ein herrliches Stück Schöpfung, dieses Diestal! Auch wenn es nun von der Vergänglichkeit gezeichnet war. Eben lief die Säge an. Ein eigenümliches Geräusch, das sich da bewegte. Wie lange würde es noch dastehen? Kari musste meine Gedanken erraten haben, als er sagte: «Diese Säge sollst du noch filmen, so lange sie hier oben läuft, sie scheint mir interessanter als Tingueleys Expo-Maschine».

Unterkunft Diestalstadel

Vor und nach der Alpsommerung hatten wir die Erlaubnis, die Alphiitte des Diestales zu benutzen. Wie dankbar waren wir der Gemeinde Diesbach für solche Grosszügigkeit! Diese einfache Unterkunft verhalf manchen aus unserer Jungmannschaft zum Verständnis für die Urbedingungen menschlichen Lebens: Dach, Herd und Tisch. Dass wir um das Einfachste froh sein mussten, war für die Beteiligten wertvoll. Hier wurde man zur Gemeinschaft. Man floh vor dem drohenden Gewitterregen unter das Dach, hörte ihn auf die Dachplatten prasseln. Man stand um den kleinen Holzherd, wärmte sich und die nassen Schuhe und Kleider. Man setzte sich um den Tisch aus Brettern, um die dampfende Pfanne — und das Dankgebet wurde zu einem wirklichen Danken. Ich kann nichts dafür, aber mir scheint, dies alles sei wichtiger gewesen als Manches, was man heutzutage lernt und für wichtig hält.

Ich erinnere mich einer achtstägigen Härteprüfung, über die ich noch heute staune. Es waren die Tage nach Ostern. Zwischen den Hütten lag der Schnee mehr als zwei Meter hoch, und wir standen auf der gleichen Höhe wie die Dachtraufe. Anders als auf den Skis konnten wir uns nicht bewegen, dazu schneite es Tag für Tag. Von der Türe der eigentlichen Sennhütte bis zum Stall, wo die Burschen ihr Heulager hatten, schaufelten wir einen tiefen Graben. Morgens glitt man hintereinander auf derselben Skispur zur Arbeit im «Steinbruch». Zum Glück waren aber keine Steine zu brechen, vielmehr lieferte uns ein steiler Hang den später zum Betonieren benötigten Kies. Anderthalb Tage lang räumten wir Schnee. Hernach kamen wir uns wie Grubenarbeiter unter Schneenauern vor. Karrette um Karrette wurde auf den Kiesplatz gestossen. Wegen drohenden Schneeeutschen hatte einer dauernd Wache zu halten. Die Kleider der schwitzenden Gestalten wurden tagsüber nass. Abends kehrten wir ins Diestal zurück, müde und froh. Unser Atem dampfte in der Hütte. Zum Jass zog man alle Kleider samt Skijacke und Handschuhen an — und schlotterte dennoch, wenn nicht gerade ein grosses Lachen die Spieler überkam. Die Temperatur in der Hütte mochte abends beim Gefrierpunkt sein, morgens einige Grade tiefer. So stiegen wir jeden Morgen in gefrorene Arbeitskleider und noch härter gefrorene Schuhe. Kein Ofen, der uns auch nur die Kleider getrocknet hätte. Und die Stimmung der fünfzehn jungen Arbeiter? Fröhlich! Und keiner wurde krank, nicht einmal Erkältungen kamen vor. Oft dachte ich: «Wenn manche besorgte Eltern das sähen . . .». Reklamationen erhielt ich keine. Ihnen mochte es genügt haben, dass ihre Söhne und Töchter froh und kräftig wieder zurückkehrten. Ich aber dachte bei mir: «Es ist also noch möglich, die Stadtjugend mit ihren Ansprüchen an die Bequemlichkeit in solcher Unterkunft hausen und unter solch schwierigen Bedingungen arbeiten zu lassen. Dabei bleiben sie erst noch gesund».



Von Feuerstellen und Zelten

Während den Sommerferienwochen wohnten die «Camp-Leute» in Zelten. Zuerst unter den Tannen des Durenwaldes, später auf der kleinen Geländeterrasse der unteren Ruessdili, obwohl dort etliche Zelte schräg standen. Die Feldkücheneinrichtung erlebte drei Stufen: zuerst war sie ohne Dach. Wenn es morgens früh regnete, wurde der Kakao zusätzlich gewässert. Später richtete uns ein Schreiner der Zürcher Verkehrsbetriebe eine gedeckte Küche ein. Sie erwies sich als reichlich zu klein und bot bei Gewitterregen nur dem Koch ein Dach. Auf der Ruessdili drüben baute uns dann derselbe Schreiner eine Küche, in welcher sich bequem kochen liess. Später fanden darin sogar zwanzig Arbeiter ihren überdachten Ess- und Sitzplatz.

Die Ansprüche ans Essen waren verschieden. Es kam vor, dass die grössten Ansprüche von Leuten mit der geringsten Arbeitsleistung gestellt wurden. Wir bemühten uns, den Anforderungen zu genügen, was beim dauernden Wechsel der Köche und Köchinnen nicht immer leicht war. Wer während fünf Wochen ausharrte, musste natürlich Wiederholungen des Menüs riskieren. Einem der Zimmermannen konnten wir es, glaube ich, nie ganz recht machen. Sämtliche Salate und anderes verschmähte er. Er war einfach für Suppe, Schüblinge, hernach Kaffee mit gebranntem Wasser. Das letztere hatte er allerdings selbst im Rucksack heraufgetragen. Schüblinge jedoch konnten wir ihm nicht jeden Tag bieten.

Wette der Sentenbauer Weber auf dem Oberstafel, also auf der Engialp, so holten wir uns dort allmorgendlich die Milch, den Anken, allenfalls einmal Nidel. Zum Abholen der Milch brauchten wir bewährte Leute. In einem der ersten Lager schickten wir einen Briefträger aus dem Toggenburg aus. Zwanzig Lier sollte er ab der Engialp bringen. Soviel benötigten wir, beteiligten sich doch damals über vierzig Leute an unserer Werkgemeinschaft. Noch besaßen wir kein Tanse. Als gebirgsgehobener Gänger schritt er mit zwei Fasskesseln der Armee in den morgendlichen Nebel hinaus. Kurz nach vier Uhr sah ich ihn zwischen den Tannen verschwinden. Ich war betrübt. «Wenn der geht», dachte ich, «kommt er rasch zurück und hat obendrein keine Milch verschüttet». Um sechs Uhr war er jedoch noch nicht zurück, und wir wollten doch beizeiten mit der Arbeit beginnen. Erstmals stieg in mir ein Verdacht auf: «Und wenn er die Alp nicht gefunden hätte?» Dampfend erschien er um halb acht Uhr aus dem Durenwald und erzählte: «Ich stieg bergan, so rasch ich konnte. Die Alphütte kam nicht in Sicht. Nur eine leerstehende». (Damit wusste ich bereits, dass er mit seinen beiden Kesseln über den Wiggboden ins Türchlen marschiert war). «Dann gelangte ich hoch oben auf eine Alp, aber sie wollten dort nichts von Milch wissen. Der Senn wies mich dann



über den Grat, er war steil, auch auf der andern Seite. So kam ich auf die Engialp». Er war also bis ins Chüetel und hernach über den Siwellengrat gegangen. Wenn auch verspätet, kamen wir nun trotzdem zu unserem Frühstück. Während mehrerer Wochen hatten wir eine Art Capo-Gestalt in unserer Mitte. Ich fand nie recht heraus, wo er sich beruflich eigentlich betätigte. Die Aussage, dass er in einer Akkordgruppe von Eisenlegern arbeitete, hatte einige Wahrscheinlichkeit. Dass er jedenfalls auf dem Bau tätig war, verschaffte ihm in unserer Schar eine gewisse Stellung. Er trat auch als Capo auf, schon am Morgen, wenn er die «Heerscharen» mit seiner Trompete aus den Zelten lockte. Stundenlang sah ich ihn wie verrückt arbeiten, und auch geschickt. Dann aber war er plötzlich tagelang krank. Was ihm fehlte, wusste man eigentlich nicht. Solche Personalsorgen drückten mich mehr als die Beschaffung von Material und Mitteln. Jedenfalls musste ich dauernd für eine Completion sorgen, welche den so arbeitswilligen Gruppen in freundschaftlicher Bestimmtheit die Arbeit aufzuteilen hatte und Anleitung zu geben vermochte.

In der ersten der insgesamt zweundzwanzig Lagerwochen hallen uns vier Bauernsöhne aus unserer Kirchengemeinde. Drei von ihnen waren mit Motorsägen ausgerüstet. Mit ihrer angriffigen und erfahrenen Arbeitsweise gaben sie der Jungmannschaft die nötige Stosskraft. Natürlich wurden sie scherzweise bald nach den Jasskarten bezeichnet. So hatten wir einen «Schelle-, Schilte-, Rose- und Eichlepuur». Sie wohnten beisammen in einem aus alten Armeezelteinheiten geknüpften Zelt. Bald aber war es ihnen darin zu dunkel und zu eng. Von der dritten Nacht an zogen sie es vor, in Viereckformation um das verglimmende Lagerfeuer zu liegen. Die Glut wärmte sie während der ganzen Nacht. Allerdings nur auf einer Seite, so dass sie sich zuweilen drehen mussten. Einmal schrak ich mitten in der Nacht auf; ein Feuerschein erhellte mein Zelt. Ich riss den Reissverschluss auf, blickte zum Feuerplatz hinüber und war beruhigt: Der «Rosenbauer» hatte soeben, um sich das kühle Nachtlager für kurze Zeit erträglicher zu machen, Altöl aus einem Kanister in die Glut geschüttet.

Am Lagerfeuer

A propos Feuer: Abends versammelten sich die müden Gestalten um das Lagerfeuer. Unentwegt hatten Abfallholz und Geäst herbeigetragen. Nochmals lebten vor dem Abendgebet mancherlei Geister auf. Einer gab die Wiederholung einer Cabaret-Darbietung von César Keiser zum besten. Ein anderer berichtete komische «Tagesereignisse» aus seiner Arbeitsgruppe. Dann wieder ein Schwingen, so dass man nicht wusste, ob einige eben eingeschlafen waren. Oft erklangen Lieder, lebenslustige und auch schwermütige.

Der schwarze Freitag

Wenn ich mich recht erinnere, war der Sommer 1965 besonders nass. Das hiess für die Ruessdili, dass er auch kühl war. Die Umfassungsmauern standen, wie auch die gemauerten Innenwände. Schon war viel Holz von der Säge hergeholt und neben der künftigen Hütte gestapelt worden. Die Zimmerleute drängten darauf, mit ihrer Arbeit zu beginnen. Die Zelte und auch manche Wolldecken waren nass. Man sehnte sich nach Sonnenstrahlen, welche die Arbeitskleider trocken würden. Ich selbst war in die Gemeindearbeit zurückgekehrt, um kirchliche Trauungen und einen Gemeindegottesdienst vorzubereiten. Samstag um acht Uhr morgens ein Telefonanruf: «Ja, hier ist Stefan. Es ist etwas passiert. Die Leute sind zwar alle gesund. Aber sonst ist es eine böse Sache: Die Seilbahn . . . ein Erdbeben . . .». Telefonanrufe wegen defekten Maschinen war ich gewohnt. Aber auf eine solche Mitteilung hin unterbrach ich meine gewohnte Arbeit. Was tun? Während der nächsten Stunde telefonierte ich unseren Seilbahnspezialisten. Auch Kistlers in Reichenburg fragte ich um Rat. Nach meinem Dienst in der Kirche Zollikerberg fuhr ich wieder nach Betschwanden, stieg zur Baustelle und sah die Verheerung: Wie andersorts hatte sich hier infolge der dauernden Bodendurchmässung ein Erdbeben ereignet, gerade oberhalb unserer Seilbahnwinde. Mit anderen Tannen waren diejenigen umgerissen worden, welche die Seilverankerung gebildet hatten. Noch stand das Maschinenhäuschen, allerdings auf einer Seite eingedrückt. Mächtige Blöcke hatten sich aus dem Erdreich gelöst und lagen nun wie Ungetüme auf dem Weg. Der grösste, er schien uns so gross wie ein kleiner Käsgaden, hatte sich an der Maschine vorbeigewälzt und war unmittelbar vor seinem Sturz durch den Bodenwald hängen geblieben. Er hatte eine tiefe Furche im Gelände hinterlassen. Und doch erschien uns das Unglück zugleich als seltsame Bewahrung, weil es sich erst gegen Mitternacht ereignet hatte. Aus unerfindlichen Gründen hatten sich zwar zwei Lagerteilnehmer, offensichtlich Nachtschwärmer, auf dem Weg unterhalb der Maschine aufgehoben — und waren mitten im Chaos unversehrt geblieben. Die Verankerung und die Seilbahnkiste waren zerstört, Wasserleitung und Maschine jedoch unbeschädigt. Mit einer Art Verbissenheit ging man unter Leitung der erfahrenen Kameraden an die Arbeit. Auf seinem Jeep kann am Sonntagnachmittag auch Kurt Kistler, um uns mit seiner Erfahrung beizustehen. Montagnachmittag lief unsere Seilbahn wieder. Noch hatten wir allerdings tagelang mittels Sprengungen aufzuräumen.

Im Widerspruch mit eigenen Gefühlen und Gedanken

In solchen Widerspruch geriet ich wegen des Sonntags. Während des ersten Sommers gab ich für jedes Wochenende die Weisung: «Am Samstag so lange und so viel als möglich arbeiten, am Sonntag Bergandacht, keine Arbeit, höchstens, wenn etwas zu messen oder aufzuräumen ist». Die Leiter der Werkgruppen befolgten die Weisung. Schon bald aber klagte mir einer: «So kommen wir natürlich nicht vorwärts. Die Jugendlichen kommen mehrheitlich erst gegen Samstagabend hinaus, sind müde vom Aufstieg, lassen sich



verpflegen und haben am Sonntagabend überhaupt nichts geleistet». Wie sollte ich entscheiden? Nachgeben? Ich meinte, die Entrüstung mancher Talente zu fördern: «Die nennen sich Junge Kirche und fördern mit ihrer Sonntagsarbeit den Untergang der sonntäglichen Ruhe». Solche Gefühle gedachte ich nicht zu verletzen, bin ich doch auch der Ueberzeugung, dass im göttlichen Wort verankerte, hilfreiche Ordnungen nicht umgestossen werden sollen. Erst recht nicht, wenn sie im öffentlichen Leben schon angeschlagen sind. Sogleich folgten auch andere Gedanken: Unsere Helfer kommen froh und freiwillig. Ihnen ist die Freiluftarbeit im Gebirge Abwechslung und körperliche Ertüchtigung. Jede Bergtour ist ebenso anstrengend. Was ist besser? Der Zusauermasse eines sportlichen Grossanlasses angehören oder dort oben einer Werkgemeinschaft einverleibt sein? Im Tal unten sonntäglichen Motoren- oder Schiesslärm oder da oben Stille erleben? Unten dem Gottesdienst der Gemeinde fernbleiben oder sich oben an der gemeinsamen Andacht beteiligen? Auch theologische Ueberlegungen wollten sich aufdrängen: Die ursprüngliche Herkunft der Arbeitsruhe an einem bestimmten Tag, weil dies ein Tabu-Tag war. Ein Tag, an welchem man in den heidnischen Religionen nichts mehr anrühren durfte, weil sonst die Götter oder Dämonen mit ihrem Zorn reagierten. Dann erkannte die biblische Botschaft des Alten Testaments im Sabbat-Tag die Gabe Gottes zur Freude und zum Wohl der Schöpfung. Dann betrafte ihn Jesus von der Last jüdischer Gesetzlichkeit und unterstellte ihn einem einzigen Gebot: Dem Gebot der Liebe und des Dienstes am Mitmenschen. Auf diese Art will Gott sich den Tag heiligt haben. Und heute? Haschen nach Genuss und Gewinn lassen neue Gesetzlichkeiten über diesem Tag hochkommen; Belastung statt Entlastung des Mitmenschen. Unser Werk aber kann nur als Dienst verstanden werden. Später werden sie dann in der Hütte ruhen und sich auf das gute Wort Gottes besinnen können.

Für die restliche Bauzeit setzten wir mit der — selbstverständlich freiwilligen — Sonntagsarbeit ein. Sie liess mir jedoch keine Ruhe. Hatten wir nicht doch die Gefühle mancher Leute aus dem Tal verletzt? Vielleicht war es auch ein heidnisch-religiöses Stück meiner Seele, das mir zuflüsterte: «Und wenn uns gerade an einem Sonntag ein Arbeitsunfall zustoesse?»

Das Verhalten des Menschen zu Werkzeug und Maschine

gehörte auch zu unserer dreieinhalbjährigen Erfahrung. Sie kostete viele Franken und auch Nerven. Es kam sogar vor, dass mir einer der jungen Mitarbeiter von Betschwanden aus telefonierte und, kaum hatte er seinen Namen gesagt, von mir getragt wurde: «Was ist wieder kaputt?» Dies war für ihn nicht ermutigend, war er doch eigens für diesen telefonischen Anruf ins Tal geeilt.

Aber die «Schadensmeldungen» stellten meine Zuversicht wirklich auf eine Probe. War zum Beispiel das Lager des Unlenkrades der Seilbahn angefressen, so bedeutete das: 60 Kilogramm auf dem Rücken ins Tal tragen, Fahrt zu den Werkstätten, 60 Kilogramm wieder in die Höhe tragen, Ausfall der Seilbahn während dieser Zeit.

Einmal war das Getriebe der Winde defekt, das Gehäuse sogar durchlöchert. Einer fuhr nach Zürich und holte einen Mechaniker aus der Fabrik. Wir trugen ihm alle Zubehöreile hinauf. Schnaufend gelangte er schliesslich selbst zu uns. Nach der mehrstündigen Reparatur verabschiedete er sich mit der Versicherung: «So hoch hinauf und so weit weg von der Fahrstrasse komme ich nie mehr. Ihr müsst uns nicht mehr aufziehen!»

Im stillen hatte ich die junge Generation immer um ihre Motorenkenntnisse beneidet. Im Tone der Selbstverständlichkeit wurden die Bestandteile mit Fachausdrücken bezeichnet und die maschinellen Vorgänge beschrieben. Doch nur wenige und meistens ältere Mitarbeiter hatten das Verantwortungs- und Fingerspitzengefühl für Betrieb und Wartung der Maschine. Es kam vor, dass das Aggregat zur Erzeugung elektrischen Stromes längere Zeit ohne Öl betrieben wurde. Keiner kümmerte sich um verdächtige Geräusche. Bis zum Schlussknall und dem entsprechenden Salat in der Maschine. Dann war wieder ein Telefonanruf fällig. Mit dem Unterton eines Vorwurfes an die «untaugliche» Maschine bekam ich zu hören: «Das Aggregat ist kaputt». Aus den geborstenen Bestandteilen hat der Besitzer der Maschine dann humoristischweise ein «modernes» Bildwerk angefertigt. Unter dem Lachen der Zuhörer und passenden Sprüchen wurde es bei der Hüttenereöffnung präsentiert.

Wenn ich mich angesichts geborstener Kugellager, stumpfer Aexte, missetzelter Motorsägen über die unachtsamen Leute aufregte, trösteten mich die jungen Handwerker: «Rege dich nicht auf», sagten sie, «in unseren Industriewerkstätten geht es oft viel ärger zu». Ein gutgemeinter, aber schwacher Trost. Ich konnte mich mit dieser Wegwerfeinstellung gegenüber dem Material nicht aussöhnen. Zuweilen sann ich darüber nach. «Dieses Material», so dachte ich, «ist doch eine Gabe des Schöpfers. Auch wenn es längst vom Menschen zur Maschine verarbeitet worden ist».

Die stille Vereinbarung

Es war auf der kleinen, tannenumsäumten Wiese beim Durenwald. Erste Sonnenstrahlen leuchteten ins Grün des Grases. Rauch quoll träge in die Morgenhelle. Aus dem dunkeln Hintergrund der Tannen hoben sich leuchtend die goldenen Köpfe der Trollblumen. Nass vom nächtlichen Tau, und in verschiedenen Rotfarben ragten dazwischen die Blütenstände der Knabenkräuter. Ich war benommen von dieser Pracht. Dann stieg in



mir die Sorge um die Blumen auf. Sollten die Blumen dieser Gegend in späteren Jahren wegen unseres Hüttenbaues zu leiden haben? In der nächsten besinnlichen Minute bat ich die Lagerteilnehmer inständig, alle Blumen stehen zu lassen. Weitersagen sollten sie es, allen, die jemals die Hütte bewohnen würden. Auf Grund einer stillen Vereinbarung sollte unsererseits die Blumenwelt dieser Gegend unangertastet bleiben.

Endspur

Föhnklarer Himmel. Wärmende Sonne. Herbstgold in den Blättern. Unsere Zimmerleute hätten schon vor Wochen eine neue Arbeit in Braunwald aufnehmen sollen. Edi Steffen war uns mit seiner Erfahrung als Zimmerpolier zu Hilfe gekommen. Am ersten Freitag im November wurden die letzten Sparten befestigt. Am Samstag deckten fünfzehn Helfer, meist Leute aus dem Hinterland, die Hütte mit dem Unterdach. Am Montag früh führte ich die beiden Dachdecker hinauf. Schon waren erste Anzeichen eines Wetterumschlages zu erkennen. Zwei Tage später arbeiteten sie unter wirbelnden Schneeflocken.

Am Vorabend des Aufrichtefestes stapften durch Dunkelheit und Schneesturm einige Gestalten. Sie hätten den Heugaden im Diestal kaum mehr gefunden, erzählten sie anderräts. Von diesem Fest unter dem neuen Dach weiss ich noch, dass es sehr kalt war. Eine mehr als knietiefe Spur über die Bodmenalp kennzeichnete den Weg der Unentwegten, die im Rohbau zu feiern gedachten. An einem aus Brettern improvisierten Tisch hielt ich schlotternd den Gottesdienst. Nachher sass Markus Wepfer nach Zimmermannsart rittlings auf dem obersten Balken. In Versen erinnerte er die zu ihm aufschauende Schar an manches lustige Missgeschick während der bisherigen Bauzeit. Wie es zum Beispiel gekommen sei, dass eine der Innenmauern fünfzehn Zentimeter neben der geplanten Linie errichtet wurde.

Wieder belebte sich nach langer Winterszeit der Hüttenplatz. Der Sommer 1966 galt dem Innenausbau. Im Oktober sollte die Hütte eröffnet werden. So hatte ich es mir vorgenommen, denn viele Getreue, welche beinahe alle Freizeit für das gemeinsame Werk geopfert hatten, seufzten innerlich dem Fahnenaufzug am Tage der Eröffnung entgegen. Ich glaubte, eine gewisse Ernüchterung in der Mannschaft zu spüren. Ob es davon herrührte, dass Kari, der wohl am meisten Aufstiege hinter sich hatte, unten im Auelen einmal nur mit seinen kurzen Unterhosen bekleidet dastand? Das kam so: Zur Arbeit in der sommerlichen Hitze hatte er sich oben einiger Kleider entledigt. Für den Abstieg wählte er oft seine Spezialroute direkt durch die Längblänge ins Tal des Diesbaches. Vorher pflegte er Rucksack und andere Dinge in die Seilbahnkiste zu werfen und diese mittels Bremsvorrichtung hinunterfahren



zu lassen. Das tat er auch jetzt, bis die gelbe Markierung am Zugseil anzeigte, dass die Kiste mit seinen Utensilien die Talstation erreicht hatte. Er schloss mittels einer Kette die Maschine, dann sah man ihn leicht bekleidet bei der Einmündung in die Längblange verschwinden. Wie er jedoch unten nebst Rucksack auch seine Hosen aus der Seilbahnkiste holen wollte, kam ihm in



den Sinn, dass diese noch am Ast eines Baumes hingen, ganz oben auf der Ruessditi. Nur mit Unterhosen bekleidet konnte er als Kirchenrat nicht gut in Schwanden aus dem Zug steigen. In der Sennhütte des Alpeit fand er nichts Passendes. Er entschloss sich daher zum nochmaligen Aufstieg, für den so manche anderthalb Stunden benötigten.

Durch alle Ermüdung hindurch war auch das Andere zu spüren: die Freude am nahen Ziel und das Bewusstsein, einer solchen Werkgemeinschaft anzugehören.

Dazu kam wieder ermutigende Hilfe: Am Samstagmorgen entstieg zuweilen dem Grau des Nebels unter der Hütte plötzlich eine Gruppe von Männern. Maurer, Schweizer und Italiener. Ohne viele Worte entnahmen sie ihrem Rucksack ihr Werkzeug. Ein Unternehmer hatte sie zu uns gesandt. Morgens vier Uhr waren sie weggefahren. Abends verabschiedeten sie sich kurz, aber freundlich, und verschwanden zwischen den Tannen des Bodmenwaldes. — Ein Glarner Schreiner war mehr als eine Woche mit unseren Böden, Wänden und Pritschen beschäftigt. Mit freudigem Einsatz handlangerten ihm unsere jungen Helfer. Später einmal erhielt ich von ihm eine Rechnung mit der Bemerkung: «Arbeitszeit 70 Stunden — rechne ich als meine Ferienzeit — herzlichen Gruss!»

In der Woche vor dem Eröffnungstag wurde zwischen sechs Uhr morgens und zehn Uhr abends mit spärlichen Pausen gearbeitet. Dann strömten aus Tal und Unterland die Gäste herauf. Ein milder, klarer Föhntag. Wiederum der letzte Sonntag vor dem Einbruch des Winters in jener Höhe. Unsere Hauskapelle, besetzt mit Handorgel, Trompete und Klarinette, musizierte. Lieder erklangen ohne besondere Ansage. Soweit ich mich erinnere, konnte man den Inhalt der Predigt in folgende Sätze fassen: Jesus stieg aus der Höhe in die Tiefe menschlicher Not und Belastung, um sie auf sich zu laden. So wird sich der Sinn unserer Hütte darin erfüllen, dass ihre Gäste sich in dieser Höhe geistig und körperlich für denselben Abstieg ausrüsten lassen.

Bald darauf, es waren die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr, arbeitete eine erste Gruppe an diesem Auftrag. Auf der geistigen Seite geschah dies gesprächsweise in der Hüttenstube. Körperlich dadurch, dass sie nach zähem Aufstieg zum Käpftor auf ihren Skis talwärts fuhren. Eine Fahne von

Schneestaub zogen sie hinter sich her. Zuweilen übten sie im Diestal auf Langlaufski oder flitzten zwischen den auf dem Bodmenhang ausgesteckten Slalomstangen durch.

Erläute sagten seither: «Die Bauzeit war eine harte, schöne und gute Zeit». Und in ihren Augen las ich die Frage: «Welche Aufgaben liegen vor uns?»

